





John Eiselmeier

# Aus meinem Leben

Herausgegeben von Tristan Coignard

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2025  
Wehrhahn Verlag  
[www.wehrhahn-verlag.de](http://www.wehrhahn-verlag.de)  
Satz und Gestaltung: Wehrhahn Verlag  
Druck und Bindung: Mazowieckie Centrum Poligrafii, Warschau

Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Europe  
© by Wehrhahn Verlag, Hannover  
ISBN 978-3-86525-126-5

# Inhalt



## *Aus meinem Leben* von John Eiselmeier

### Zur Einführung

Autobiographische Darstellungen sind bei deutschsprachigen Einwanderern in Amerika keine seltene Gattung. Carl Schurz hatte bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts seine Lebenserinnerungen in deutscher Sprache veröffentlicht<sup>1</sup>. Obwohl er im Vorwort beteuerte, die Schrift sei nur für die Verwandten und Nachkommen und nicht für die Publikation gedacht, konnte sie als Vermächtnis für die Familie, für die deutschamerikanische Gemeinschaft und für die amerikanische Nation gedeutet werden<sup>2</sup>.

John Eiselmeiers Anliegen war ein ganz anderes, als er 1934<sup>3</sup> seine eigenen, mit blauer Tinte abgetippten »Aufzeichnungen« ab-

- 1 *Lebenserinnerungen*, 3 Bände, Berlin 1906, 1907 und 1912; Carl Schurz wird auch von J. Eiselmeier erwähnt: »Sogar ein Karl Schurz hat stets einen fremdklingenden Akzent gesprochen, obwohl er ein Meister im Englischen war« (*Aus meinem Leben*, S.229).
- 2 Carl Schurz, *Lebenserinnerungen, bis zum Jahre 1852*, Berlin, 1906, S.V–VI.
- 3 Die Zeit der eigentlichen Niederschrift von *Aus meinem Leben* kann nicht präzise festgelegt werden. Im knappen Vorwort wird der 21. März 1934 als Datum für den Abschluss erwähnt. Allerdings lassen mehrere Stellen am Ende des Textes darauf schließen, dass der Hauptteil bereits 1926 verfasst wurde: Beispielsweise, wenn Eiselmeier im Präsens und mit der Verwendung von »jetzt« von einem Studienaufenthalt des Seminarleiters im Jahre 1926–1927 berichtet: »Auch das Seminar litt unter der Hitze, und im Juni 1919 schloss er seine Tore. Im Juni 1926 wurde es der deutschen Abteilung der Staatsuniversität in Madison einverleibt. Herr Griebisch hat bereits im Sommer 1926 im Ferienkurs unterrichtet. Er ist jetzt auf ein Jahr beurlaubt, um in Europa sich über den gegenwärtigen Stand des modernsprachlichen Unterrichtes zu informieren. Im Juni des nächsten Jahres wird Herr Griebisch dann wieder im Ferienkurs unterrichten«. John Eiselmeier bestätigt die Annahme auf S.257 ausdrücklich, auch wenn er keine eindeutige Datierung erwähnt: »Soweit schrieb ich im Herbst 1926. Was folgt, wurde im Frühjahr 1934 geschrieben.«

schloss und mit folgender Mitteilung einführte: »Diese Aufzeichnungen habe ich nur niedergeschrieben, um mich auf »Mein Leben« zu besinnen. An eine Veröffentlichung habe ich nie gedacht.« Diese Anmerkung kam einer Absichtserklärung gleich. Die Niederschrift sollte vor allem der Introspektion und der Lebensbilanz dienen. Dies entsprach der Art und Weise, wie Eiselmeier seinen Werdegang darstellen wollte: Er wollte keine gradlinige Erfolgsgeschichte erzählen, sondern eine detaillierte Folge von kleinen Schritten darstellen, die manchmal erschwert wurden, in den meistens Fällen aber Hürden überwinden konnten.

Bemerkenswert ist allerdings, dass Eiselmeier die englische Übersetzung seiner Lebenserinnerungen, die er *Autobiography* betitelte, in einer lokalen Zeitung, der *Jonesboro Gazette*, in 182 Folgen zwischen 1929 und 1937 veröffentlichte. Obwohl John Eiselmeier vorgab, diese Memoiren lediglich für den Eigennutz geschrieben zu haben, war er sich dessen bewusst, dass der Inhalt der Schrift auch für ein Lesepublikum von Interesse sein konnte.

Wer war Johannes (später John) Eiselmeier und welche Etappen sind in seinem Lebensweg bemerkenswert? Anhand einiger Eckdaten gilt es hervorzuheben, was bei Lesern des 21. Jahrhunderts besondere Aufmerksamkeit erwecken könnte. 1861 wurde J. Eiselmeier als Sohn protestantischer Landwirte in Oberösterreich, und zwar in Muehlbach bei Linz, geboren. 1876 emigrierte die Familie in die USA und ließ sich in der unter anderen von Österreichern bewohnten Siedlung von Kornthal bei Jonesboro (Illinois) nieder. Eiselmeier äußerte bald den Wunsch, eine weiterführende Schule zu besuchen und somit die Arbeit auf der Farm aufzugeben. Gegen den ursprünglichen Willen des Vaters und mit der Unterstützung eines deutschen Pastors konnte er zwischen 1878 und 1882–1883 zum Lehrer am *Northwestern College* in Watertown (Wisconsin) ausgebildet werden. 1884 erhielt er die amerikanische Staatsbürgerschaft. Bis 1903 übte er seinen Beruf in verschiedenen privaten und öffentlichen Schulen aus, bevor er als ausbildende Lehrkraft am *National German-American Teachers'*

*Seminary* (Milwaukee, Wisconsin) eingestellt wurde.

Man könnte meinen, dass der Fall John Eiselmeier nur ein Beispiel unter zahlreichen ist: Die Masseneinwanderung deutschsprachiger Personen und Familien in die USA im 19. Jahrhundert ist ein wohl bekanntes Phänomen. Forschungen haben ergeben, dass zwischen 1815 und 1914 über 5 Millionen Menschen aus dem deutschen Bund bzw. dem Deutschen Reich einwanderten. Aus Österreich-Ungarn waren es zwischen den 1870er Jahren und dem Ersten Weltkrieg um die 3,5 Millionen, davon die Hälfte Deutschösterreicher, die in die Vereinigten Staaten gingen<sup>4</sup>. Das entsprach der Mehrheit der Menschen, die zwischen 1876 und 1910 von Österreich aus nach Übersee auswanderten<sup>5</sup>. Die deutschsprachigen Einwanderer waren ab 1850 und für die darauffolgenden vier Jahrzehnte die größte Immigrantengruppe in den USA<sup>6</sup>.

Was können diese Lebenserinnerungen zur Vertiefung des Kenntnisstands über die deutschamerikanische Gemeinschaft zwischen den 1870er und den 1920er Jahren beitragen? Erstens ist das gewöhnliche Leben unter Eiselmeiers Feder allgegenwärtig. Es werden viele Einzelheiten über die Bedingungen gegeben, unter denen verschiedene Kategorien deutschsprachiger Einwanderer in den USA lebten. Den Farmern, insbesondere den Pionieren im Mittleren Westen, aber auch den Landschullehrern wird große

4 Hans Chmelar, *Höhepunkte der Österreichischen Auswanderung. Die Auswanderung aus den im Reichsrat vertretenen Königreichen und Ländern in den Jahren 1905–1914*, Wien, 1974, S.21–25.

5 Siehe dazu die Daten von Heinz Faßmann, »Auswanderung aus der österreichisch-ungarischen Monarchie«, in: Traude Horvath/Gerda Neyer (Hg.), *Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, Wien, 1996, S.33–55, hier S.35.

6 Siehe *International Migrations*, volume I: *Statistics*, zusammengetragen im Auftrag des International Labour Office, Genf, mit einer Einleitung und Anmerkungen von Imre Ferenczi, und herausgegeben im Auftrag des National Bureau of Economic Research von Walter F. Willcox, New York, 1929, S.384–393, insbesondere S.380.

Aufmerksamkeit geschenkt: Es wird detailreich über ihre jeweilige Beschäftigung und über die materiellen Umstände ihrer Tätigkeit berichtet. So entstehen in *Aus meinem Leben* Ansätze einer Alltagsgeschichte von unten, die die Einwanderungsgeschichte bereichert.

Zweitens: Im Gegensatz zu dem, was in Memoiren erwartet wird, spielt die Intimsphäre eine untergeordnete Rolle und wird nur dann thematisiert, wenn sie den Werdegang Eiselmeiers beleuchten kann. Der Autor richtet sich keineswegs an Familienmitglieder, hält sich bei der Erwähnung von Gefühlen zurück; Episoden über Verwandte und geschätzte Freunde bzw. Kollegen werden in die allgemeine Darstellung seines Lebenswegs integriert.

Eiselmeiers Hauptanliegen war es, aus der Perspektive eines erfahrenen Menschen, Lehrers und Pädagogen über Etappen seiner Vergangenheit zu berichten; er sieht den engen Zusammenhang zwischen seinem Werdegang, der Entwicklung der deutschamerikanischen Einwandergruppe und der Geschichte der USA. Wenn er die einzelnen Entwicklungsschritte in seinem Leben kontextualisieren will, kommentiert er sie mit Hintergrundwissen und fügt somit Informationen ein, die in historischer, literarischer und didaktisch-pädagogischer Hinsicht auch für heutige Leser relevant sind. Damit ist allerdings die Aussagekraft der Schrift *Aus meinem Leben* nicht ausgeschöpft. Es kommt oft vor, dass Eiselmeier Position bezieht, dass er zu wichtigen Fragen, die das Schulsystem, die deutschamerikanische Gemeinschaft oder das Zusammenleben in den USA betreffen, eine eindeutige Meinung äußert. Die analytisch-kritische Herangehensweise führt dazu, dass er nicht unbedingt konsensfähige Aussagen von sich gibt und vermeintlich negative Erfahrungen, ebenso die selbstverschuldeten, nicht auslässt. Auch humoristische und selbstironische Kommentare finden sich im Laufe des Textes immer wieder.

Die Selbstreflexion des Einwanderers John Eiselmeier ist auch für eine vertiefende Auseinandersetzung mit den Akkulturationsprozessen innerhalb der deutschamerikanischen Gemeinschaft von Bedeutung. Der Vorteil ist dabei, dass sich in der Schrift eine gewisse

soziale Vielfalt widerspiegelt: Eiselmeier stammte aus bescheidenen Verhältnissen, wirtschaftliche Gründe waren für die Auswanderung aus Oberösterreich ausschlaggebend. Dank dieser Erinnerungen erhält der Leser Einblick in die Lebensbedingungen immigrierter protestantischer Farmer und in die Strategien, die zur Anpassung an die Verhältnisse angewandt wurden. Mit Eiselmeiers sozialem Aufstieg verschiebt sich dann die Perspektive: Er beschäftigt sich im weiteren Verlauf von *Aus meinem Leben* mit der Bildungselite, dem Personal und den Schülern privater und öffentlicher Lehrinstituten. Der Werdegang von John Eiselmeier als Pädagoge kann mit der Geschichte des Lehrerstandes in den Vereinigten Staaten und mit dem Bezug der Deutschamerikaner zur Erziehungs- und Bildungsthematik aufs Engste verknüpft werden.

Vier thematische Schwerpunkte sind für die Lebenserinnerungen prägend und verleihen der Schrift ihre Relevanz: die Jugend, das Lehrerdasein, Eiselmeiers Analysen zum Zustand des amerikanischen Bildungssystems sowie zum Bedeutungsverlust der deutschen Kultur.

### Jugendjahre zwischen Österreich und Illinois: Einwanderung als Herausforderung und als Aufstieg

*Aus meinem Leben* ist das Protokoll eines Lebens in Oberösterreich und einer Entwicklung, die zur Auswanderung nach Amerika führte. Die ersten Kapitel lesen sich wie eine analytische Darstellung der Familienverhältnisse, des Heranreifens einer Entscheidung und der Niederlassung in den USA. Sie erweisen sich als aufschlussreiche Quelle, weil Gründe und Umstände der Auswanderung detailliert erörtert werden. Insbesondere das Abwägen der Risiken und der Einfluss wirtschaftlicher und politisch-sozialer Faktoren werden eingehend thematisiert. Bei der Niederlassung in den USA wird der Auseinandersetzung mit Erfahrungen des Andersseins und des Befremdlichen eine zentrale Rolle zugewiesen: Die mangelnde Be-

herrschaft der englischen Sprache, Verständnisprobleme und die ständige Konfrontation mit dem Unüblichen und Unbekannten werden als Verunsicherungsfaktoren erlebt.

Die Familie von Johannes Eiselmeier gehörte zu einer frühen Welle der österreichischen Auswanderung nach Amerika. Erst das 1867 erlassene Staatsgrundgesetz erlaubte jedem Staatsbürger eine grenzüberschreitende Ab- und Auswanderung<sup>7</sup>. Für das Jahr 1876, in dem die Eiselmeiers emigrierten, wurden lediglich 6173 Auswanderer offiziell registriert<sup>8</sup>. Ab den 1880ern und 1890ern Jahren kann von einer vor allem wirtschaftlich motivierten Masseneinwanderung aus Österreich gesprochen werden. Somit gehörte die Familie Eiselmeier zum Zeitpunkt ihrer Niederlassung einer Minderheit unter den deutschsprachigen Einwanderern an, was sicherlich zu anfänglichen Anpassungsproblemen beigetragen hat. Gefühl der Isolierung und Heimweh gehören regelmäßig zu den Klagen, die vom Erzähler selbst und von dessen Mutter kommen<sup>9</sup>.

Bemerkenswerterweise wird das Land der unbegrenzten Möglichkeiten in *Aus meinem Leben* oft als Land der Hindernisse dargestellt. Das fängt bereits mit den hohen Preisen für den Kauf einer Farm und der dazu gehörenden Ackerflächen an. Das Eingewöhnen in der neuen Umwelt wird nicht als einfaches Vorgehen dargestellt. Im Gegenteil: Rückschläge werden immer wieder thematisiert. Es fällt auf, dass Eiselmeier zu keinem Zeitpunkt den

7 Siehe dazu Sylvia Hahn, »Österreich«, in: Klaus J. Bade, Pieter C. Emmer, Leo Lucassen, Jochen Oltmer (Hg.), *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Paderborn, 2007, S.171–188, insbesondere S.179–181.

8 Silvia Böhm, *Go West! – Eine Analyse der österreichischen Emigration nach Nordamerika im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen und sozialen Umstände*, Diplomarbeit, Universität Graz, 2014; Hans Sturmberger, »Die Amerika-Auswanderung aus Oberösterreich zur Zeit des Neoabsolutismus«, in: *Jahresberichte für deutsche Geschichte*, 1979, S.520–571.

Nicht weit von der Donau, in der Nähe der Stadt Linz, der Hauptstadt des Kronlandes, oder wie es jetzt heißt, des Bundeslandes *Oberösterreich*, liegt das kleine Dorf *Mühlbach*. Gegen Osten erhebt sich der *Kornberg*, ein ziemlich hoher Bergrücken, der mit herrlichem Tannenwald bestanden ist. Man nimmt an, dass auf diesem Berg die Burg der Ritter von Kürnberg gestanden sei, und dass einer derselben das Nibelungenlied in seine jetzige Form gebracht habe.\*)

Der schöne Wald des Kürnberges gehört dem nahen Kloster Wilhering, das dicht an der Donau liegt. Gegen die Donau geht der Kürnberg so dicht heran, dass nur Raum für eine schmale Straße bleibt.

Das Dorf trägt seinen Namen mit vollem Recht, denn mitten durch dasselbe fließt ein ziemlich tiefer Bach, der Mühlbach genannt. Der treibt drei Mühlen, und diese geben dem Dorf seine Bekanntheit in der Umgebung. Von weit her kommen die Bauern mit ihren Säcken voll Getreide, und mit vollgefüllten Mehlsäcken verlassen sie das Dorf. Es ist sehr lang; es zieht sich mindestens zwei englische Meilen zwischen Berg und Bach dahin; das ist für ein Dorf, das höchstens 159 Einwohner hat, eine beträchtliche Länge.

Der Mühlbach entspringt einem Teich, der eben nur den Namen *Teich* führt. Er liegt zwischen den Dörfern Katzing und Dörnbach und fließt in nördlicher Richtung gegen Wilhering, in dessen Nähe er sich in die Donau ergießt. An keiner Stelle stehen die Häuser des Dorfes dicht bei einander, sondern sie liegen links und rechts an der einzigen Straße. Oft ist zwischen den einzelnen Häusern ein weiter Raum, der durch die Wiesen, Felder und Obstgärten eingenommen wird. Die Zahl der Häuser geht nicht über 30 hinaus. Sie sind fast alle einstöckig; nur zwei haben einen zweiten Stock. Alle haben Strohdächer.

Die Bewohner sind einfache Kleinbauern: ihre Gütchen umfassen nur wenige Acker; gerade so viel, dass ein fleißiger Mann sich

\*) Pfeifer, Der Dichter des Nibelungenliedes. Der Kürnberg liegt 289 Meter (925 Fuß) über der Donau.

und seine Familie vor dem Hunger schützen kann. Zur Feldarbeit benutzen die Mühlbacher oft ihre Kühe, da sie andere Zugtiere nicht haben. Nur zwei Bauern haben ein Pferd. Nur zwei Bauern haben ein Pferd. Die Felder liegen meistens an den Höhen, die sich von der Straße bis zum Kürnberg hinausziehen. Terrassenförmig steigen sie höher und immer höher; daher ist die Bearbeitung mit großen Mühen verbunden. Nicht nur muss der Dünger bergauf gefahren, oft getragen werden, sondern bei der Ernte muss auch das Getreide über die steilen Wege herabgeschafft werden. Bei aller Arbeit muss man sehr sorgfältig zu Werke gehen, dass die schweren Regengüsse das lose Erdreich nicht herabwaschen und wegschwemmen. Mehr als einmal haben Regen großen Schaden angerichtet, und dann musste das weggeschwemmte Erdreich mühsam wieder auf die Höhen hinaufgetragen werden.

Neben den Kleinbauern gibt es auch ganz Arme im Dorfe, die Inwohner genannt werden. Diese haben keine eigenen Häuser, sondern sie wohnen zur Miete in den kleinen Nebenhäusern. Da sie aber kein Geld haben, um Miete zu zahlen, so arbeiten sie in der Ernte sechs bis acht Wochen für den Mann, dem das Haus gehört. Als Milchlieferanten haben die Inwohner Ziegen. Das Futter müssen sie sich an solchen Stellen schneiden, wo Kühe nicht hinkommen können. Im Sommer werden die Ziegen an solchen Stellen an Seilen befestigt, wo sie das dürftige Gras abweiden können.

Handwerker gibt es nicht viele im Dorf. Der Tischler macht den Leuten, die Särge und die Wiegen; manchmal auch ein anderes Möbel für den Hausgebrauch. Ein Flickschuster ist im Dorf, der den Leuten die Schuhe und Stiefel ausbessert, oder neue macht, wenn sie ihm das Leder dazu besorgen. Ein neues Haus ist seit Menschengedenken nicht im Dorf gebaut worden, wie auch das Dorf seit hundert Jahren vom Feuer verschont worden ist.

Weder Schule noch Kirche sind im Dorfe; nur ein Wirtshaus steht am südlichen Ende; dort kommen am Sonntag die Dörfler zusammen und sitzen den ganzen Nachmittag und Abend bei dem Bier oder Most und besprechen die spärlichen Dorfneugigkeiten. Im Sommer ist das Wirtshaus am Tage oft geschlossen, wenn der Wirt <sup>[3]</sup> mit

seiner Wirtin oben auf den Feldern der Arbeit obliegt. Dann muss der Durstige sich in das nächste Dorf bemühen, nach Dörnbach, wenn er nach Süden pilgert, nach Wilhering, wenn sein Weg ihn nach Norden führt.

Die drei Mühlen verdienen noch besondere Erwähnung. Die erste, wenn man das Dorf von Süden betritt, ist die Brausmühle; nicht deshalb ist sie so genannt, weil sie braust, wenn gemahlen wird; die anderen brausen auch. Obgleich die Mühle nicht an der Straße steht, so hört man doch das Brausen, wenn man durch das Dorf geht. Mancher Fremdling bleibt stehen, um zu erfahren, was die Ursache des Brausens ist. Diese Mühle lag gar nicht weit von unserem Hause. Die zweite Mühle heißt die Bachmühle; die steht noch bedeutend weiter vom Wege ab, aber auch hier hört man das Klappern des Räderwerks sehr gut. Und ganz am nördlichen Ende des Dorfes liegt die Eichmühle; die hat sogar ein Sägewerk, und sehr deutlich hört man das Zischen, wenn gesägt wird.

Im Winter ist das Dorf fast ganz von der Welt abgeschlossen. Selten kommt ein Fuhrwerk von auswärts durch das Dorf, und die Bewohner haben wenig auf der Straße zu tun. Sie sind in der Scheune mit dem Dreschen ihres Getreides beschäftigt. Im Frühling, wenn die vielen Obstbäume blühen, dann ist es wunderschön; überall stehen die blühenden Bäume, in den Gärten, an den Wiesenrändern und an den Rändern der vielen kleinen Felder.

In diesem Dorfe erblickte ich vor 72 Jahren das Licht der Welt. Unser Haus lag in der Mitte des Dorfes, wo einige Häuser etwas näher beieinanderstehen. Es trägt die Nummer 18, denn so weit ist Mühlbach doch schon fortgeschritten, dass die Häuser Nummern tragen. Jedes Haus hat überdies noch einen besonderen Namen, der auch auf den Eigentümer übergeht. Unser Haus hieß das Franzenhaus, und ich hieß daher Franzenhans. Als wir später das Gütchen verkauften, ging natürlich der Name auf den Käufer über.

Unsere nächsten Nachbarn kenne ich nur dem Namen des Gutes nach; wie sie eigentlich hießen, oder wie wir sagten, wie sie sich schrieben, weiß ich nur in dem Falle des einen, dessen Kinder [4] mit mir in dieselbe Schule gingen. Der Nachbar nach Norden hieß *Flo-*

*garoser*, der nach Süden *Mitterlehner*; westlich von uns wohnte *Strahlehner* und östlich *Feichtl*.

Unser Haus lag mit der Scheune dicht an der einzigen Straße. Nach der Scheune kam der Stall, in dem zwei Kühe und unser Zugtier, der Ochse, untergebracht waren. Dann kam ein schmaler Gang, der den Stall von dem großen Wohnzimmer und von der Küche trennte. Das Haus war einstöckig; es hatte aber eine große Dachkammer, die eine Unmenge Krempel enthielt. Es war ein großes Vergnügen, an einem Regentage diesen Teil des Hauses zu durchwühlen.

Nach Süden hin lag ein ziemlich großer Garten; das war aber nur ein Rasenplatz, der den Namen nur als Ehrentitel trug. Mitten in diesem Garten stand ein mächtiger Birnbaum, der wohl schon sehr alt war, aber doch trug er noch immer viele Birnen. Leider waren diese Birnen sehr herbe; sie mussten bis nach Weihnachten im Stroh liegen, ehe sie mürbe und genießbar wurden. Aber der Baum hatte noch besondere gute Eigenschaften. Wenn es regnete, konnte man unter ihm ruhig weiterspielen, ohne nass zu werden, weil die Äste und das Laubwerk so dicht waren, dass der Regen nur durchdrang, wenn es sehr lange regnete. Im Sommer gab er dichten Schatten; auch konnte man auf ihm herumklettern, denn seine starken Äste reichten tief herab, so dass man ihn leicht und ohne Leiter erklettern konnte. Und es war deshalb so schön, auf den Baum zu klettern, weil man von oben weit sehen konnte.

Unser Gemüsegarten lag etwas weiter vom Hause entfernt auf einer Anhöhe; aber es war eine sonnige Stelle, und nicht weit davon war ein kleiner Teich, so dass wir bei eintretender Dürre immer begießen konnten. Dort oben, nicht weit vom Garten, stand auch unser Bienenhaus. Unsere Wiesen und das Ackerland lagen an verschiedenen Stellen. Das war eine sonderbare Einrichtung, dass das wenige Land, das wir besaßen, so verzettelt lag. Viel Zeit ging dabei verloren, wenn man von einem Stück Land zum anderen gehen musste.

[5] Wir hatten zwei Wiesen, von denen eine dicht an der Straße lag, nicht weit von unserem Hause. Mitten durch dieselbe floss ein Bach, der hoch oben auf dem Kürnberg entsprang. Im Frühjahr, auch bei eintretender Dürre, wurde der Bach durch Bretter gehemmt, und

dann floss das Wasser über die ganze Wiese hinein in den Mühlbach. Nach Westen wurde die Wiese durch den Mühlbach begrenzt.

Die andere Wiese lag hoch oben dicht am Kürnberg, der dort mit einem dichten Bretterzaun umgeben war, damit das Wild nicht einbreche. Es brach aber doch oft ein und kam in die Wiese, und was noch viel schlimmer war, in die Getreidefelder. Dort verursachte es oft großen Schaden, besonders am jungen Getreide. Oft hörte ich die Klage, dass man sich nicht genügend schützen könne gegen das Wild. Der Ersatz, den man bekam, wenn man klagte, war zu gering. Es lohnte sich gar nicht, Klage zu erheben. Aber die Mühlbacher hielten sich doch schadlos, indem sie wilderten. Auch auf unseren Tisch kam manchmal Fleisch, das nicht von unseren Haustieren kam.

Wir hatten eine große Anzahl von Obstbäumen, die uns einen guten Teil ihres Ertrages für Küche und Keller einbrachten. Die Bäume standen überall, wo ein sorgfältiger Bauer einen Baum pflanzen konnte: am Feldrand, zwischen den Feldern, an den Wiesenrainen, besonders an jenen Stellen, welche zwischen den einzelnen, übereinander liegenden Feldern, wie der Raum zwischen den Stufen einer Riesentreppe, glagen. Diese schrägen Stellen waren immer mit Gras bewachsen, und dort standen unsere meisten Nuss-, Kirsch-, Apfel- und Birnbäume. Aus den Nussbäumen zogen wir immer großen Nutzen, denn die Nüsse hatten einen guten Preis, und manchmal mussten wir zweimal mit unserem Ochsenwagen nach *Linz* fahren, um die Nüsse zum Zuckerbäcker zu bringen. Aus den vielen Kirschen brannten wir Kirschwasser, und auch aus dem Roggen wurde in unserem Haus Branntwein gebrannt. Er wurde aber verkauft; nur sehr wenig ist getrunken worden. Getreide oder Vieh konnte nicht verkauft werden, somit musste überall versucht werden, Geld zu erhalten, um die Steuern zu zahlen. Milch und Eier wurden auch verkauft, manchmal ein Kalb, denn an das Schlachten eines Rindes konnte nicht gedacht werden. Aber jedes Jahr wurde ein Schwein geschlachtet; das Fleisch musste dann das ganze Jahr aus-<sup>6</sup>halten. Das Schlachten des Schweines war allemal ein gar grosses Fest für uns Kinder, denn dann gab es Wurst und andere schöne Dinge.

Verkehr war auch im Sommer nicht viel. Der Briefbote kam manchmal ins Dorf, um einen Brief abzuliefern. Eine Zeitung habe ich in unserem Hause nie gesehen. Es ist im ganzen Dorf keine Zeitung gelesen worden. Nicht einmal im Wirtshaus war ein Blatt. Manchmal kam ein Gendarm durch das Dorf, aber nicht um jemanden zu verhaften, sondern um in das nahe liegende Wilhering zu kommen; denn unser Dorf war ein Teil der Gemeinde Wilhering. Das stand auf mehreren Tafeln, die an Häusern angebracht waren: Ortschaft Mühlbach, Ortsgemeinschaft Wilhering, Bezirkshauptmannschaft Linz.

Manchmal kamen Händler ins Dorf: Krainer mit Töpferwaren; Böhmen mit Glaswaren; Kroaten mit Mausefallen oder anderen Drahtwaren; und jedes Jahr wenigstens einmal kamen Zigeuner, um zu betteln, den Leuten wahrzusagen oder zu stehlen. Einmal kam sogar Militär ins Dorf. Das war die grossartigste Abwechslung, die je das Dorf erlebte. Besonders wir Kinder haben uns an den seltenen Besuchern erfreut, denn nicht alle sprachen wie wir. Wir waren sehr traurig, als die Soldaten nach sechs Wochen abzogen; unsere Eltern freuten sich aber.

Meine ersten Erinnerungen gehen nicht weiter zurück als bis zu Jahre 1865, damals war ich vier Jahre alt. In jenem Jahr wurde mein Bruder Stefan geboren. Es war ein recht trüber Novembertag, und als ich von Nachbarn zurückkam, war mein Vater dabei, einzuspannen, denn der Bruder sollte getauft werden. Ich weiss nur noch, dass man mich neckte, dass ich nun das Haus nicht bekäme, sondern mein kleiner Bruder. Das war nach ortsüblichem Recht ganz in der Ordnung; aber dass man mich neckte, das war nicht in Ordnung. Ich bekam einen Hass auf meinen Bruder, denn in meiner kindlichen Auffassung hielt ich ihn für den Störenfried, und ich dachte allen Ernstes darüber nach, wie ich wohl nun zu einem Hause kommen könnte. Denn dass man ein Haus zum Leben nötig habe, das leuchtete mir ein.

[7] Meine nächste Erinnerung geht zurück auf die Ostern des Jahres 1866; da hatte ich zu viele Ostereier gegessen, und infolgedessen war mir recht übel zu Mute. Ich weiss noch recht gut, wie

elend ich mich fühlte, als ich unter dem großen Birnbaum erbrechen musste.

Das Leben vor der Zeit, in der ich zur Schule gehen musste, hat nicht viele Eindrücke hinterlassen. Ich weiß noch recht wohl, wie ich mich immer in dem engen Garten aufhalten musste, weil die beiden Tore immer geschlossen waren. Gar oft hatte ich gewünscht, doch auch in die weite Welt hinausgehen zu können. Mit meinen Eltern kam ich ja hinaus, aber ich wollte auch einmal alleine hinaus gehen. Wenn das Gras gemäht wurde, oder wenn der Roggen geschnitten wurde, da war ich immer draußen bei den Eltern, und das waren wirklich schöne Tage. Es gab so viele Wiesenblumen und die vielen Insekten, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Manchmal musste ich auch die Kühe hüten, und ich weiß noch, wie ich einmal in heller Angst die Kühe heimtrieb und den erstaunten Eltern erzählte, ein Hirsch sei in die Waldwiese gekommen und habe mich angreifen wollen. Es war natürlich übertrieben, und Vater meinte ein Hase habe wohl Männchen gemacht, und ich hatte das unschuldige Tier für einen Hirsch gehalten. Aber nach jenem Erlebnis habe ich mich stets gefürchtet, wenn ich oben in der Waldwiese war. Einmal hatte mich mein Vater dort oben allein gelassen. Ich war eingeschlafen, während er eine Ladung Heu auf dem Kopfe in die Scheune hinuntertrug. Während seiner Abwesenheit erwachte ich, und als ich ihn nicht sah, eilte ich im Sturmschritt in das Tal hinab unter lautem Schreien, bis ich ganz unerwarteterweise auf den Vater stieß, der nun zurückkam. Ich ging mit ihm zurück zur Waldwiese, schlief aber nicht mehr ein, sondern ging jedes Mal mit ihm zum Hause hinab.

Ich durfte auch einmal mit in die Kirche gehen; die war aber sehr weit weg. Der Weg dahin war fast zu viel für mich, und ich weiß noch, wie müde ich war, als wir wieder heimkamen. Die Kirche hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Es war das größte Gebäude, das ich bis dahin gesehen hatte. Auch hatte [8] ich noch nie so viele Menschen gesehen und ich wunderte mich ungeheuer, dass es so viele Menschen gab. Besonders das Orgelspiel hat mich lange beschäftigt. Ich meinte, es müssten in der Orgel Menschen

versteckt sein, die dort sängen. Aber gefallen hat es mir sehr in der Kirche. Das Auftreten des Pfarrers hat mich tief ergriffen. Wenn ich etwas wirklich Großes werden sollte, dann musste ich Pfarrer werden, das stand fest. Was mir besonders gefiel, das war seine große Macht. Denn wenn er sprach, dann war alles still. Und das kam mir als Höchste vor, andere zum Schweigen zu bringen.

Als uns bald darauf der Pfarrer einmal besuchte, – es war Pfarrer Wilhelm *Rupp*, ein Württemberger, – da fragte mich die Mutter, wie es der Herr Pfarrer in der Kirche mache. Da zog ich mir einen Stuhl mitten in die Stube, stellte mich darauf, schlug mit den Händen um mich, und dann gab ich den größten Wortschwall von mir, dessen ich fähig war. Ich weiß noch recht wohl, wie der Pfarrer rot wurde im Gesicht, mich vom Stuhl herunterzog und mich an sich drückte. Ob das ein Kompliment sein sollte oder ein Tadel, habe ich nicht begriffen, aber er schenkte mir ein hübsches Bildchen, die Bergpredigt, das ich sogar mit nach Amerika gebracht habe.

Ich bin in meiner vorschulpflichtigen Jugend nicht mit vielen Menschen zusammengekommen. Es war zwar im Dorfe Sitte, dass der eine oder andere Nachbar abends zu Besuch kam in den langen Winterabenden; und so kam auch zu uns hie und da ein Nachbar, aber ich erinnere mich nur eines Mannes, der uns öfter besuchte, das war der Binder des Dorfes. Sein Haus war das zweite von dem unsrigen, und es stand hoch oben auf der Anhöhe, nicht wie das unsrige im Tal. Ich habe immer zu den Binder hinaufgesehen, nicht nur im buchstäblichen Sinne. Er kam mir wie ein höheres Wesen vor. Er war sehr menschenfreundlich und schenkte mir einmal eine Porzellanfigur, die einen Araber darstellte. Ich habe den Araber lange gehabt.

Mit den Nachbarkindern habe ich nicht viel Verkehr gehabt. Nur erinnere ich mich, mit der Tochter des Nachbarn nach Norden Flogaroser, die in meinem Alter stand, gespielt zu haben. Aber <sup>[9]</sup> nachdem wir in die Schule gingen, hörte das gemeinsame Spiel auf, denn sie war katholisch.

Im Dorfe wohnten nur vier oder fünf nichtkatholische Familien, aber das Verhältnis der beiden Konfessionen war deshalb nicht